

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1906)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

näherten sie sich dem Dorfe, aber die Walpi waren vorbereitet. Sie kamen gut bewaffnet von ihrem Dorfe herunter und stürzten sich unter dem Kriegsrufe auf die Oraibi.

Einer der jungen Leute von Walpi hatte einen sehr grossen, bösen Hund. Dieser Hund stürzte voraus und biss viele der Oraibi ins Bein und machte sie so kampfunfähig. Die Oraibi waren so ganz und gar überrascht, dass sie sich entsetzten und flohen, als sich die Walpi ihnen entgegenwarfen. Die letzteren jagten nun den fliehenden Oraibi nach und töteten ihrer eine Menge. Der grosse Hund machte auch viele unfähig und tötete sie. Nur wenige kamen am genannten Felsen vorbei. Wegen dieser Schlacht, in welcher jener Hund so viele Oraibi tötete, ist jetzt auf jenem Felsen ein Hund gemeisselt und der Felsen heisst das Hundedenkmal (Pokvaita).

Auf diese Weise strafte die Häuptlinge oft ihre Kinder (ihr Volk), wenn diese „verhext“ waren. Daher sind auch überall im Lande herum so viele Ruinen. Viele wurden auf diese Weise getötet, weil ihr Häuptling sich geärgert hatte und irgend einen Häuptling oder Einwohner anderer Dörfer einlud, ihr Volk zu zerstören.

G. W.

Anmerkung. Die Hopi, auch Moqui genannt, gehören zu den Pueblo-Indianern und haben ihren Wohnsitz in der Nähe der Nadajo-Indianer zwischen Colorado River und Little Colorado River in Arizona.

Coyote (spanisch) heissen die wilden Hunde, eine erbärmliche, verkommene Rasse, die mit dem Tier, welches wir Hund heissen, sozusagen nur noch den Namen gemein hat. Der Coyote spielt in allen Hopifabeln die Rolle des dummen, überlisteten Tölpels.

Bemerkenswert in den Hopiüberlieferungen ist die viel wiederkehrende Zeitangabe von „vier Tagen“.

G. W.

—*—

Kleine Mitteilungen.

Den „Basler Nachrichten“ entnehmen wir nachstehenden Bericht über den von Hrn. Konservator *Bächler* an der Jahresversammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vortrag:

Von den beiden Hauptverhandlungsthemata der diesjährigen Jahresversammlung soll an erster Stelle der paläolithischen Funde gedacht werden, enthüllten dieselben doch einen wichtigen, hochinteressanten Abschnitt der ältesten Kulturepoche unseres Landes; es betrifft die von Konservator *Bächler* gemachten Mitteilungen über die **neuesten zoologischen und prähistorischen Funde in der Wildkirchli-Ebenalphöhle** und den Vortrag von Prof. Hescheler in Zürich über die Tierreste aus der Kesslerlochhöhle im Kanton Schaffhausen.

Im Anfang der 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts ist das **Wildkirchli** mit seinen Höhlen der Gegenstand eifriger topographischer und meteorologischer, zoologischer und paläontologischer Untersuchungen durch unsern Schweizergeographen Prof. J. J. Egli gewesen; erst 1904 wurde dann die Entdeckung gemacht, dass die Ebenalphöhle auch eine prähistorisch-uralte menschliche Ansiedelung ist, ein Wohnplatz des allerältesten Menschen, den die Urgeschichte überhaupt bis zur Stunde kennen gelernt hat. Den Herren Konservator E. Bächler und Otto Köberle gebührt das Verdienst, mit grösster Vorsicht und fachmännischem Verständnis die Ausgrabungen geleitet zu haben. Mit welcher fast pedantischen Weise bei solchen Ausgrabungen vorgegangen werden muss, damit volle Sicherheit für die Schlussfolgerungen, insbesondere die Stratigraphie erzielt werden kann, zeigten die Ausführungen des Vortragenden. Wir haben uns hier nur mit den Ergebnissen dieser Forschungen, die übrigens noch nicht vollständig abgeschlossen sind, zu beschäftigen. Wenn die Ausgrabungen der Wildkirchli-Ebenalphöhle abgeschlossen sein werden, so ist damit die Arbeit lange noch nicht erschöpft, denn bereits sind weitere Höhlen bekannt, die bisher noch nicht in Angriff genommen worden sind. Zur Illustration des Vortrages hat der Referent eine prächtige, reichhaltige Auswahl von Wildkirchlifunden zusammengestellt.

Die Wildkirchlihöhle ist die höchste bisher bekannte und ausgebeutete Höhle aus der ältesten Steinzeit, liegt sie doch in einer Meereshöhe von 1477 m, in einer Stufe der Sämtiskreide. Die ursprüngliche Bildung der Höhle ist auf die Faltungsprozesse im Sämtisgebiete zurückzuführen, später wurde die Höhle durch chemische Erosion und damit verbundene Deckeneinstürze erweitert und vergrössert. Es fehlt jede Spur von Gletschertätigkeit, in allen Profilen ist auch nicht ein einziger sicherer Beleg von durch Wasser erfolgter Einschleppung gefunden worden, endlich ist noch ein sehr wichtiger Punkt hervorzuheben. Ausser den menschlichen Werkzeugen, Absprenglingen und Nuclei besteht sämtliches Gesteinsmaterial des Bodenschuttes aus dem die Höhle in all ihren Teilen begrenzenden typischen Schrättkalk. Das Tierinventar ist, wie vorauszusehen war, kein reiches. Die Knochenfunde sind von Prof. Fraas in Stuttgart bestimmt worden. In den obersten Schichten finden sich Reste von recenten Tieren: Mäuse, Fledermäuse, Schafe, Ziegen, Alpendohlen usw. Erst unterhalb 30 cm Tiefe beginnt die ältere Fauna, welche hier bis hart zum Höhlenboden hinuntergeht. Sozusagen der Alleinherrscher war der *Höhlenbär* (*Ursus spelæus*), jener längst ausgestorbene Raubtierkoloss, der den gemeinen Bären an Grösse um das doppelte übertraf und der sich von ihm auch in Schädelbildung und Bezahnung unterscheidet. Im gesamten Ausgrabungsprofil von 5 m hat er eine vertikale Verbreitung von $4\frac{1}{2}$ m. Die Zahl der Exemplare beträgt nur in dem bereits verarbeiteten Teil der Höhle ca. 200. Wir besitzen bereits 5 Schädel, von denen 2 fast komplett sind. Der grösste misst 53 cm Länge, d. h. 3 cm mehr, als das bisher bekannte grösste Exemplar. An keinem einzigen Knochenstück sind Spuren von Rollung zu konstatieren. Sämtliches Knochenmaterial findet sich demnach auf primärer Lagerstätte, nicht durch Wasser eingeschleppt; dagegen dürfen wir annehmen, dass die Tiere zur Enthäutung in die Höhle geschleppt wurden.

Mit den Höhlenbären haben gleichzeitig eine Reihe anderer Tiere gelebt. Sehr auffallend sind Zahnfunde des *Höhlenlöwen* (*Felis spelæa*) in einer

Tiefe von 2 m 20 bis 3 m, das gewaltige Tier ist aber sehr spärlich vertreten; dann der *Höhlenpanther* (*Felis pardus v. spelaeus*), der etwas häufiger auftritt. Das Auftreten dieser beiden Katzen in dieser Meereshöhe ist ein Unicum, bisher war kein Fundort über 700 m bekannt. Als weiterer Begleiter trat dann der *Alpenwolf* (*cuon alpinus*) auf, in der Tiefe von 1 m 50 bis 3 m; seine Reste sind selten, heute lebt er in Nordsibirien zwischen Jenissei und Amur, in Europa ist er sonst nur noch aus 2 Höhlen bekannt. Von heute noch in Mitteleuropa, aber meistens nicht mehr im Sämtisgebiet lebenden Tieren wurden dann noch zu Tage gefördert: der gemeine Wolf, der Steinbock, die Gemse, das Murmeltier und in den obersten Schichten Dachs, Edelhirsch und Fischotter. Die Gesamtzahl der gefundenen Tierspezies beträgt somit 13. Sieben sind heute im Gebiet vollständig verschwunden, drei existieren in der heutigen Fauna überhaupt nicht mehr. Wahrscheinlich dürfte sich dieser Faunenbestand noch etwas vermehren, am ersten wäre an Luchs, Wildkatze und Schneehuhn zu denken. Doch alle Arten treten gegenüber dem Höhlenbären sehr zurück. Er beansprucht wohl 99,9% der Tierfunde. Merkwürdigerweise fehlt der gemeine Bär (*Ursus arctos*) vollständig; das letzte Exemplar wurde, wie wir wissen, 1673 in Urnäsch geschossen; in einer andern bei 1800 m gelegenen Höhle des Alpsteins finden sich schön erhaltene fossile Reste desselben. Die Höhlenhyäne ist bisher nicht nachgewiesen worden. Es fehlen ferner alle Elefantenarten, der Wisent, das Wildpferd und das Renntier.

Der festgestellte Tierbestand weist auf ein Waldklima hin, das noch wärmer sein konnte, als das der Gegenwart. Die bekannten Zoologen und Prähistoriker Fraas (Stuttgart), Boule (Paris) und Rutot (Brüssel) halten diese Funde für durchaus interglacialen Alters und zwar verlegen sie sie in die letzte zwischen Riss- und Würmeiszeit gelegene Interglacialperiode; besonders spricht das enorme Vorherrschen des Höhlenbären für ein hohes Alter der Fundstelle; vielleicht war die Wildkirchlistation auch ein Refugium, wo sich der Höhlenbär noch länger halten konnte.

Neben den Tierfunden beansprucht nun aber das Vorhandensein altpaläolithischer Werkzeuge, von denen ca. 600 Exemplare zu Tage gefördert wurden, das grösste Interesse. Die vielbestrittene gleichzeitige Existenz des Menschen mit dem Höhlenbären ist im Wildkirchli unzweifelhaft sicher gestellt, denn menschliche Werkzeuge finden sich beinahe durch den ganzen Höhlenbärenhorizont und insbesondere da, wo der Höhlenbär sozusagen dominierender Herrscher gewesen ist. Der Mensch hat aber auch mit Höhlenlöwen und Höhlenpanthern Bekanntschaft gemacht. Die Werkzeuge der Wildkirchli-Troglodyten gehören nicht den Eolithen an, welche sich überhaupt weniger in Höhlen als im Freilande vorfinden; es ist vielmehr vom Typus des Moustérien, d. h. Zeugen des Vorhandenseins des allerältesten Menschen, der bis heute aus dem Höhlenzeitalter Mitteleuropas bekannt geworden ist. Das Wildkirchli war eine Jägerstation, sie ist bis zur Stunde die erste im eigentlichen Alpengebiet bekannt gewordene Niederlassung aus der ältesten Steinperiode und zugleich die höchstgelegene Station des Urmenschen in Europa. Durch diese Entdeckung hat speziell die schweizerische Urgeschichte eine ungeahnte Erweiterung und Vervollständigung erfahren, indem nun die Reihenfolge der urgeschichtlichen Kultur von den jüngsten bis zu den ältesten Gliedern abgeschlossen ist. Der Mensch selbst ist jedoch noch nicht aufgefunden worden, es liegen noch keine

Knochenreste vor, auch wurde kein Feuerherd entdeckt; doch sprechen die Steinwerkzeuge eine zu deutliche Sprache. Sie sind nicht geschliffen, sondern nur geschlagen, die Artefakten aus dem jüngern Solutrén und Magdalénien fehlen ganz, ebenso mangeln bearbeitete Knochen. Kein einziges Werkzeug ist aus Schrottenkalk hergestellt; es wurde nur das härteste erreichbare Material verwendet: Quarzite, echte Feuersteine, Jaspise, bläuliche Chalcedone, die sich alle nicht im Bereich der Höhle finden. Die Art des Materials, wie auch dessen Form, vorwiegend flach zugeschlagen, lassen die Tätigkeit des Menschen mit voller Sicherheit erkennen.

Diese kurze Zusammenfassung wird auch einem weiteren Leserkreis das hohe Interesse erklären, welches sich an die Wildkirchli-Ebenalp-Ausgrabungen knüpft; dem städtischen Verwaltungsrate und speziell Hrn. Konservator Bächler sprechen wir aber auch an dieser Stelle für die umsichtige Durchführung der Arbeiten unsere volle Anerkennung aus.

Das Zentralbureau für **Stellenvermittlung des Schweiz. Kaufmännischen Vereins** erstattet seinen 30. Jahresbericht, umfassend den Zeitraum vom 1. Mai 1905 bis 30. April 1906.

Die Institution erfreute sich auch im abgelaufenen Berichtsjahre eines regen Zuspruchs.

Die Nettozahl der offenen Stellen betrug auf Ende des Geschäftsjahres 2483, von denen 1795 gleich 72,3% besetzt werden konnten, ein Resultat, das in früheren Jahren noch nie erreicht wurde.

Die Stellengesuche bezifferten sich auf 4066, davon entfallen auf die Filialen im Auslande 1566 und auf die Bureaux in der Schweiz 2500 Bewerber. Von diesen letzteren waren Schweizer 1998, Ausländer inklusive Nieder-gelassene 502; ledig waren 2130, verheiratet 370; bei der Anmeldung befanden sich in Stellung 1783, stellenlos waren 717.

Die Beteiligung der Mitglieder und Handelsschüler war recht befriedigend, indem von 1420 Angemeldeten 785 plaziert wurden, gleich 55,3% gegen 50,4% im Vorjahre, während von der Gesamtzahl der Stellesuchenden nur 44,2% Erfolg hatten.

Die Taxermässigungen zu Gunsten der Mitglieder des S. K. V. erreichte im Berichtsjahre die stattliche Höhe von Fr. 20,262.50.

Den bisherigen Filialen in der Schweiz wurden zwei neue, Freiburg und Neuenburg, angegliedert. Ueberdies haben eine Reihe von Sektionen an Orten, wo Filialen nicht bestehen, im Interesse der Weiterentwicklung der Institution Vertrauensmänner ernannt, um den Verkehr zwischen den Auftraggebern und dem Zentralbureau zu erleichtern.

Die Filialen im Auslande, besonders diejenige in London, haben gute Resultate zu verzeichnen. Von 764 Besetzungen im Auslande erzielte Paris 258 und London 330. Dank der erfreulichen Entwicklung der Filiale London war es der Verwaltungskommission möglich, die Einschreibgebühr bei dieser Geschäftsstelle für Mitglieder und Nichtmitglieder auf Beginn des neuen Berichtsjahres zu reduzieren.

Das Bureau betrachtet es als eine seiner nächsten Aufgaben, falls es auch für die Folge auf die Unterstützung der hohen Bundesbehörden rechnen

kann, in Italien, wo es bereits sehr gute Geschäftsverbindungen besitzt, eine Filiale zu errichten.

Die Frage der Ausdehnung der Stellenvermittlung auf das weibliche Handelspersonal beschäftigt augenblicklich die Kaufmännischen Vereine.

Von verschiedenen Seiten wurde die Einführung eines Minimallohnes angeregt, doch geht aus dem Bericht hervor, dass das Bureau diese Neuerung praktisch nicht für durchführbar hält, weil die Anstellungsverhältnisse und die Arbeitsbedingungen der kaufmännischen Angestellten ganz andere seien, als diejenigen der Arbeiter in industriellen Grossbetrieben. Durch eine Salärstatistik wird nachgewiesen, dass bei 196 Bewerbern im Alter von 18 bis 20 Jahren, die in der Schweiz in feste Stellung gebracht wurden, der durchschnittliche Anfangsgehalt ca. Fr. 1370. — per Jahr betrug.

Die Nachfrage nach tüchtigen Stenographen und Maschinenschreibern war speziell im Auslande sehr gross und das Bureau hatte oft Mangel an geeigneten Bewerbern, weshalb den jungen Kaufleuten nicht genug empfohlen werden kann, diese zwei Disziplinen zu erlernen.

Privat-Korrespondenz aus Kumasi. Im Nachfolgenden will ich mit einigen Seitensprüngen meine Erholungsreise von hier nach Buea in Kamerun schildern.

Letztes Frühjahr hiess es bei mir in Winnebah im Fantiland mit allem bisherigen abbrechen, um nach Kumasi überzusiedeln und die Leitung der hier neugegründeten Faktorei zu übernehmen! Kumasi, von Miss. Ramseys Erlebnissen her vielen ein bekannter Ort und doch wieder nicht; denn Welch ein Aufschwung hat hier seit dem letzten Aufstand und seit Eröffnung der Secondi-Kumasi-Eisenbahn stattgefunden! Das alte Kumasi mag kaum noch zu erkennen sein.

Ausser dem Fort, dem neuen Cantonment und Native Hospital sind an der Strasse von Asafo bis an den die Stadt umgebenden Sumpf neue Faktoreien wie Pilze aus dem Boden gewachsen. Die schönste und grösste aller Faktoreien, vis-à-vis dem Fort, auf dem gleichen Plateau gelegen, eine Zierde der Stadt, ist die von Sango W. Schmid in neun Monaten fertig erstellte Basel Mission Faktory. Dieses Gebäude mit den Stores und einem grossen Hof bildet ein grosses Quadrat, wird von Engländern und Schwarzen seiner Grösse wegen gleich bewundert und macht seinem Erbauer, Schmid, der ein gleiches Haus in Winnebah gebaut hat, alle Ehre.

Das Geschäft in Kumasi hat sich ausnehmend rasch und günstig entwickelt und der Platz verspricht ein Zentrum für den gesamten Handel mit dem Innern bis Bonduku (franz.), Salaga, Gambaga und dem Norden von Togo zu werden. Die Bevölkerung der Stadt ist sehr mannigfach; ausser den angesessenen Ashantis mit etwa 20 Chiefs wimmelt es von Fantis, Akra und Akwapem-Leuten, Mendi (Sierra Leone) und Kruboyes und besonders vielen von Krachi (Togo). Auf einem Plateau vis-à-vis der Stadt liegt der Haussa-Zongo (mohammedanische Niederlassung mit einigen Tausend Einwohnern). Diese Haussa und Lagosleute treiben eigentlich den Handel mit dem Innern.

Die Eisenbahn bringt dreimal wöchentlich Waren von Secondi, dem Hafenplatz, und ebenso oft gehen eine schöne Anzahl Fässer Ashanti-Rubber

(im letzten Jahre war der Export ungefähr 200 Tonnen) hinunter, um nach Liverpool oder Hamburg verschifft zu werden.

Ausser dem Rubber, dessen Bereitung eine Spezialität der Ashantis ist, wird neuerdings auch Kakao exportiert.

Die Haussas haben ihren eigenen Export von frischen Kola-Nüssen nach Lagos, wo sie besonders als Nahrungsmittel für Karawanen verwendet werden sollen.

Um Kumasi, in einem Umkreis von einem Tage herum, sollen nach neuester Schätzung gegen zwei Millionen Menschen in zahllosen Dörfern wohnen.

Um eine solche Bevölkerung, die noch vor 20 Jahren nur Krieg und Kriegsgeschrei kannte und eigentlich mit wenigen Ausnahmen heutzutage noch nichts von der Kultur und Zivilisation angenommen hat, im Schach zu halten, muss die englische Regierung in Kumasi selbst 800—1000 Mann Haussa-Truppen halten und auf sechs verschiedenen Stationen, je 4—6 Tage entfernt, sind je 200—400 Mann verteilt. In den nördlichen Gebieten (Salaga und Gambaga), wo die Fra-Fras und Waus, zwei wilde kriegerische Stämme hausen, sind ebenfalls 1000 Mann Truppen stationiert. Diese Verhältnisse bedingen eine rein militärische Regierung in Kumasi, wo sich auch ein reges militärisches Leben entfaltet. Eine gut geschulte Haussa-Militär-Kapelle gibt dreimal Konzert in der Woche, öfters lassen sich die Maximgeschütze knallend hören und regelmässige Marsch- und Schiessübungen finden statt.

Die Regierung wird durch einen Chief-Commissioner (jetzt ein Captain) vertreten, der im Fort wohnt und das Obergericht (*High Court*) und den Appellationshof (*Appeal Court*) in einer Person repräsentiert. Kleine Prozesse bis zu 50 £ werden im sogen. Court auch von einem Captain entschieden, der sehr willkürlich vorgeht und Bussen nach Noten diktiert.

Das Land in Kumasi gehört der Regierung und sämtliche Firmen und zugewanderten Natives müssen Landrente je nach Grösse des Landes bezahlen. So ergibt zum Beispiel der Haussa-Zongo jährlich 800 £, die zum Besten der Stadt verwendet werden, als Strassenlaternen und Gräben zur Drainierung des grossen Sumpfes hinter der Stadt und Anlage eines botanischen Gartens.

Wir haben gegenwärtig 12 Handelsfirmen am Platze mit nicht weniger denn ca. 100 Verkaufsläden. Täglich wird ein grosser Markt abgehalten, wo alle möglichen Nahrungsmittel, auch frisches Ochsen- und Schaffleisch, verkauft werden.

Kumasi liegt ca. 800 Fuss über dem Meer und wurde früher in 6—8 Tagereisen von Cape Coast aus erreicht, jetzt kann man es mit der Bahn, 170 Meilen lang, die in vielen Windungen um die Bergrücken herum und an Sümpfen entlang führt, in 1½ Tagen und neuestens mit dem wöchentlichen „*Express*“-Zug in 14 Stunden erreichen.

Die Haupt-Goldminen-Plätze, wie Tarkwa, Abossa, Obuassi, liegen der Bahn entlang und jede Mine bildet eine Eingebornen-Stadt von gegen 2000 Einwohnern. Eine dieser Minen, die Bondiaku-Mine bei Tarkwa, auf einem Bergrücken mit einem „*Reef*“ neu angelegt, habe ich letztes Jahr besucht. Es ist kaum zu glauben, was für ein grossartiger Betrieb eine solche Mine darstellt und dies im afrikanischen Urwald, wo, wie es bei andern Minen der Fall ist, alle Maschinenteile 3—6 Tagereisen weit getragen werden müssen!

Ich will nur in kurzem eine solche Anlage beschreiben. Sechs grosse Dampfkessel, die theils mit Kohle, theils mit Holz gespeist werden, liefern die Kraft zum Betrieb nebst einer Dynamo-Maschine für die elektrische Beleuchtung. Ein Hauptschacht geht von oben direkt in den Berg hinein und ein entsprechender „Lift“ befördert an enormen Drahtseilen, die auf zwei eisernen Schwungrädern laufen, das Gestein hinauf, wo es automatisch in eiserne Becher, die auf Lederriemen laufen, entleert wird und in einem verschlossenen Kasten in ein 70 Fuss hohes Gebäude hinauf kommt, von wo das Gestein auf einer schiefen Wand in sechs Mühlen hineingleitet, dort mit eisernen Kugeln zermalmt und eine Etage tiefer aus den Mühlen wieder in die Becher und von denselben auf Kokosmatten gebracht wird, die auf kolossalen eisernen viereckigen Wasserreservoirs liegen, wo das zermalmte Gestein gewaschen und sortiert wird. Endlich kommt die Masse, jetzt eigentlich nur noch trübes Wasser, in eine Halle, wo es auf vier Reihen mit je sechs kleinen, viereckigen, auf Rädern stehenden Wasserbehältern geleitet wird. Ein jeder dieser Wasserbehälter ist etwas tiefer als der andere und zusammen sind sie mit Zinkplatten verbunden, über welche nun das Wasser fliesst; das darin enthaltene Gold bleibt an den Platten hängen, von wo es abgenommen wird und in den Glühofen kommt, um nachher im Laboratorium gewertet zu werden. Nicht weniger als 60 Weisse mit 1000—2000 Schwarzen arbeiten Tag und Nacht in einer Mine. Diese beschriebene Mine soll letzten Januar aus 6000 Tonnen zermalmter Steine den nie dagewesenen Betrag von 13,000 £ in Gold erhalten haben. Ein englischer Freund versichert mich, dass im Anum-Fluss bei Kumasi vermittelst Baggerung wöchentlich 50 ounces (eine ounce gleich 72 Mark) Gold gewonnen werden. Die Tatsachen bestätigen, dass die Gold-Küste heute noch, ja sogar mehr als früher, ihren Namen verdient.

Nun aber zu meinem eigentlichen Thema zurück. Am 22. März verliess ich Kumasi und erreichte Secondi am Abend des andern Tages.

Secondi, — welche Umwandlung hat auch hier stattgefunden! Bei meiner ersten Ausreise, Januar 1899, war dieser Ort noch ein armes Fischerdorf mit dem noch stehenden dänischen Fort; noch kein einziges Bangalow war gebaut und jetzt besitzt es eine grosse Werftanlage, ein ausgedehntes Bahnhofgebäude, ein europäisches Hôtel Metropole, Hospital, Gefängnis und viele Faktoreien. Diese Erscheinung ist ganz amerikanisch, denn Amerika ist ja das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Am 26. März lief der deutsche Postdampfer, die „Lucie Wœrmann“, in den Hafen ein und gleichen Tages wurde noch Cape Coast und Accra angelaufen. Cape Coast, bis in die letzten Jahre ein blühender Handelsplatz, der erste an der Goldküste, ist nun durch den Handel in Accra und besonders durch Kumasi kalt gestellt. In Accra wurden vermittelst der B. M. F. Flotte, bestehend aus 8 grossen Surfboats, 150 Körbe, von 2—6 Zentner Gewicht, frischer Kolanüsse für Lagos eingeschiff. Die Stadt Accra, auf hohem Felsenufer gelegen, zieht sich längs des Meeres hin und ist mit dem $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Christiansborg durch das englische Quartier Victoria-borg beinahe verbunden. Das alte dänische Fort in Christiansborg, Sitz des Gouverneurs, ist mit seinen weiss schimmernden Mauern und Türmen weithin sichtbar.

Um 10 Uhr am folgenden Morgen verliessen wir Accra und erreichten abends 4 Uhr Lome, die Haupt- und Hafenstadt von Togo.

Lome bietet einen imposanten Anblick dar. Deutsche Flaggen begrüßen überall die neuen Landsleute! Ja, was deutsche Energie und Tatkraft vermag, lässt sich hier sofort entdecken. Der gefährlichen Brandung wegen ist ein kolossaler eiserner Pier mit zwei Krähen gebaut worden. Hoch über diese Brücke hinauf sah man die schäumenden Brecher schlagen.

Die Passagiere werden in Surfboats vom Dampfer an den Pier gebracht und dann in einer Art Schaukeln von den Krähen auf die Brücke gehoben.

Das erste Gebäude links, eine kurze Wegstrecke von der Stadt entfernt, ist das Schloss des Gouverneurs. Ein moderner Prachtbau mit einem vier-eckigen Flaggen- und einem Glockenturm! Es soll gegen 2 Millionen Mark gekostet haben. Weiterhin fallen das Regierungsgebäude, das Zollamt und verschiedene Faktoreien wegen ihrer stilvollen Bauart auf. Die katholische Kirche mit zwei hohen spitzen Türmen und hohem Dach hebt sich grossartig aus den grünen Palmenkronen heraus.

Die Nacht hindurch fahrend ankerten wir am folgenden Morgen vor Lagos, dem Haupt-Handelsplatz an der Westküste. Die Dampfer bleiben weit draussen auf der See und der Verkehr wird durch sogenannte Barre-Dampfer, die durch die Brandung in den Fluss und Hafen fahren, bewerkstelligt. Die Stadt ist kaum sichtbar im Busche drin, hat eine zahlreiche mohamedanische Bevölkerung; eine Eisenbahn geht ins Innere, wo dicht bevölkerte Städte und Märkte vorhanden sind.

Von Lagos fährt der Dampfer direkt nach Süden, weit draussen an den Niger-Mündungen vorbei.

Das Leben an Bord ist ganz angenehm, Speisesaal, Rauch- und Damensalon sind luxuriös mit Marmorwänden ausgestattet, morgens und abends spielt eine Musikkapelle, Bewirtung ist tadellos. Aus dem Busch kommende Reisende erlaben sich mit Vorliebe an dem kühlen Pilsner- und Münchner-Bier, direkt vom Fass! Als Kuriosum sei erwähnt, dass dies die fünfzigste Fahrt Kapitän Iwersons war; er erhielt durch dieses Verdienst den Kronenorden.

Nach zwei Tagen kam abends der Pick der Insel Fernando Po, die Victoria gegenüber liegt, in Sicht und wir glitten langsam durch die vorspringende Inselgruppe (Räuberinsel) hindurch, in den Hafen von Victoria hinein.

Linker Hand erhebt sich der kleine Kamerunberg (1800 Meter hoch) und hinter der Stadt ist der grosse (4020 Meter), ein erloschener Vulkan mit zwei Kratern, sichtbar.

Welch ein Panorama bietet sich dem Auge vom Dampfer aus dar! Die üppig treibende Vegetation, wie sie an der öden, flachen Goldküste nirgends zu sehen ist, reicht bis zum Meeresstrande herab und mitten drin die weissen Häuser der Europäer, worunter ein hübsches Kirchlein und ein Missionshaus der Basler zu erblicken ist.

Victoria ist gegenüber dem am Flusse entlang sich weit ausdehnenden Duala ein kleiner Platz, wo nebst uns noch ein paar Faktoreien und zwei Plantagen-Gesellschaften vertreten sind. Nur einen Tag weilte ich hier und reiste am nächsten Morgen in der Frühe mit noch einem Basler Brautpaar und drei Herren mit der Victoria-Plantation-Kamerunberg-Eisenbahn, bestehend aus kleiner Lokomotive, einem Güter- und zwei Personen-Wägelchen mit zusammen 6 Sitzen! die auf einem oft hoch aus Lavasteinen gebauten Damme läuft, in

vielen Windungen durch die ausgedehnten, bergansteigenden Kakao-Pflanzungen und über zahlreiche eiserne Brücken, unter denen wilde Bergwasser daher-schäumen, nach Lobo hinauf, wo sich eine Station der Schutztruppe befindet und die Bahn aufhört. Von hier gehts auf leichtansteigendem Wege teils zu Fuss, teils zu Pferd oder zu Maulesel in weiteren zwei Stunden bis nach Buea hinauf.

Buea liegt ca. 1000 Meter hoch am Abhange des grossen Kamerun-berges mit prächtiger Aussicht auf die Mündungen des Mongo- und Wuri-Flusses und die herrlich blaue See. Hier ist der Sitz der Regierung und der jetzige Gouverneur (Oberst Müller) wohnt in einem im deutschen Villenstil solid aus Stein gebauten Hause mit rundem Aussichtsturm, auf dem die deutsche Flagge weht. Die Basler Mission hat hier eine kleine Station mit Kirchlein, einem Seminar, einer Mittelschule und einem Erholungshaus (Sanatorium kann man's nicht nennen). Alle Gebäude sind aus Wellblech mit innerer Holzverschalung gebaut. Dass ich mich hier in die liebe Schweiz versetzt fühle, machen die grünen, bergansteigenden Weiden, auf denen gegen 100 Kühe, Ziegen und Schafe grasen und ihr tiefes und helles Glockengetön weithin erschallen lassen. Ich gehe viel zum lieben Vieh auf die Weiden und in die Ställe, erlaube mich an der heimeligen Herdenmusik, möchte laut jodeln vor Lust und Freude, die herrliche Luft und die Aussicht, Buea zu meinen Füßen liegend, wie ein stilles Alpendorf. Es ist eine regelrechte Sennerei hier, wo Kameruner Käse und frische Butter gemacht wird.

In den Gärten gedeihen alle europäischen Gemüse, ja sogar Kartoffeln, die den heimatlichen in keiner Weise nachstehen. Rosen, Nelken und viele andere Blumen verbreiten ihren Wohlgeruch! Das Interessante hier ist, dass neben allem Europäischen auch noch die Tropen ihre prangenden Früchte und ihre Pflanzenwelt darbieten. Aus Angeführtem ist ersichtlich, dass es hier oben gesund sein muss und dass viele aus den Niederungen heraufkommen, um ihre erschütterte Kraft in dieser herrlichen Luft neu zu stärken.

Die hiesigen Eingebornen sind Bakwiris, die im Busch in vereinzelt Hütten wohnen und wenig Plantagen-Arbeit tun, mehr Schweinezucht betreiben. In ihren aus Pfählen gebauten Hütten haust Mensch und Vieh zusammen. Die Weiber sind fast am ganzen Körper tätowiert und wie die Männer von hässlichem Aussehen, einige verstehen etwas Kru-English. Es wird mit ihnen Tauschhandel getrieben, an Stelle von Palmöl und einer Kartoffelart kriegen sie gedörrte Stockfische und Blätter-Tabak. Dieser Tage kam ein Trupp von 160 Mann Kriegsgefangener aus dem Innern hier an, je zwei und zwei an einem Strick um den Hals zusammengebunden, recht abgezerrt und stumpf dreinschauend. Dieser Anblick erinnerte so recht an die Sklavenjagden. Es befinden sich auch ca. 40 Mann kriegsgefangene Hottentotten und Hereros hier, die mit Witboi am Waterberg kämpften. Sie sind arg heruntergekommen, zerlumpt und krank, die armen Kerle dauern einen. Ganz heimelig berührt es mich, dass ich mit den Lehrern und Schülern deutsch sprechen kann und aus schwarzem Munde die schönen deutschen Lieder höre! In wenigen Wochen erholte ich mich hier oben so gut, dass ich neu gestärkt nach Kumasi zurückkehren konnte. Noch oft werden meine Gedanken bei Bueas Herden und Weiden verweilen.

China scheint aus der Periode der „ewig stillstehenden Gegenwart“ herausgetreten und in eine Zeit rascher Vorwärtsbewegung übergegangen zu sein. Wer die dortigen Verhältnisse mit Interesse verfolgt hat, mochte die im Herbst letzten Jahres eingetroffene Nachricht, dass die bisherige Examensordnung durch kaiserliches Dekret abgeschafft worden sei, für eine der vielen aufliegenden Enten halten, ist doch diese Institution, die in ihren Anfängen um 2250 Jahre v. Chr. zurückreichen soll und in erweiterter Gestalt seit dem Anfang der Dynastie Chou (1115 v. Chr.) besteht, der Herzpunkt des nationalen Lebens in China gewesen, hat der chinesischen Bildung Inhalt und Ziel gegeben, und war der einzige Weg zu Würden und Aemtern. Eine Million Studenten unterzog sich jährlich einer vorläufigen Prüfung, um in die Listen für den ersten Grad (Matriculation) eingetragen zu werden, während alle zwei Jahre 760,000 sich um diesen ersten Grad bewarben, 190,000 für den zweiten Grad. Hierin sind die Kandidaten für den dritten Grad, der alle drei Jahre in der Hauptstadt erteilt wurde, nicht eingerechnet. Der 2. September 1905, an welchem durch kaiserlichen Erlass diese uralte Einrichtung abgeschafft worden ist, um einem Erziehungs- und Prüfungs-System nach abendländischem Vorbilde Raum zu geben, wird für alle Zeiten ein denkwürdiger Tag in der Geschichte China's bleiben. Diese Verordnung bedeutet eine Revolution von oben, deren Tragweite wir auch nicht annähernd zu schätzen vermögen. Es mussten gewaltig wirkende Ursachen vorhanden sein, um China zu einem Verzicht auf den mittelalterlichen Scholastizismus, der seine geistigen Kräfte lahmlegte und zur Annahme des Erziehungssystems der „fremden Teufel“ zu veranlassen, und es liegt nahe, diese Ursachen in den japanisch-chinesischen und japanisch-russischen erfolgreichen Kriegen zu suchen, in welchen die früher gering geschätzten „japanischen Zwerge“ den sehr handgreiflichen Beweis leisteten, wieweit man es mit europäischer Kultur zu bringen vermag. Die nächste, nicht gerade erfreuliche Folge dieser Umwälzung ist denn auch der steigende Einfluss Japans auf China. Tausende von jungen Chinesen studieren auf höheren Schulen in Japan, während eine grosse Zahl von Angehörigen des Inselreiches in China als Lehrer, Professoren und Literaten an der Arbeit sind und die Ausländer nach und nach verdrängen. Dass Japan auf ein Zusammengehen mit China gegenüber den Weltmächten hinarbeiten wird, ist nicht zu bezweifeln.

Einstweilen streckt Jung-China die Hände aus nach „westlichem Wissen“; jede grössere Provinzialstadt möchte eine Schule haben, in welcher dasselbe erworben werden kann. In Peking plant man auf einem Grundstück von 2800 englischen Morgen neue Gebäude für höhere Schulzwecke zu errichten und an Stelle der alten Universität eine neue kaiserliche Universität zu setzen. In den zu dieser Hochschule gehörigen Wohnungen sollen Schlafräume für etwa 20,000 Studenten vorgesehen werden, während ein Teil des Grundstücks für landwirtschaftliche Versuche abgegrenzt werden soll. Die alte Universität soll in eine höhere Schule für Töchter der kaiserlichen Prinzen und höheren Beamten umgewandelt werden. Es ist auch eine Bewegung im Gange, eine der neuen Zeit besser entsprechende Schriftsprache zu schaffen, alles Anzeichen eines gründlichen Erwachens.

Was werden die Folgen dieser Erscheinung sein? Dass die Chinesen physisch und geistig den Japanern überlegen sind, scheint nicht bezweifelt werden zu können, sodass eine Entbindung dieser latenten Kräfte, verbunden

mit einer Ausbeutung der ungeheuren Naturschätze des Landes in der ganzen Welt einen Wiederhall finden wird. Jedenfalls werden die Weltmächte gut tun, mit dem aufwachenden Riesen etwas säuberlicher umzugehen als bisher, sonst könnte sich herausstellen, dass die „gelbe Gefahr“ nicht bloss die Ausgeburt einer erregten Phantasie, sondern eine Tatsache ist, mit der man zu rechnen hat. Jedenfalls scheint es ausgeschlossen zu sein, dass die neueste Verordnung der kaiserlichen Regierung, nach welcher in zehn Jahren der Opiumhandel ganz aufhören soll, eine neue Auflage der schmachlichen Opiumkriege zur Folge haben werde.

Kongogebiet. Der englische Arzt Dr. J. L. Todd, der sich während der letzten drei Jahre im Kongogebiet aufgehalten hat, um Untersuchungen über die *Schlafkrankheit* und ihre Verbreitung anzustellen, hat nach seiner Rückkehr von dort vor der Afrikanischen Abteilung der Liverpoolscher Handelskammer einen Vortrag gehalten und dabei folgende Mitteilungen gemacht. Eine genaue Statistik über alle vorkommenden Krankheits- und Todesfälle lässt sich natürlich in diesem Gebiet nicht aufstellen, aber man darf ziemlich sicher annehmen, dass während der letzten zehn Jahre etwa 400,000 bis 600,000 Personen dieser unheimlichen Krankheit erlegen sind. Besonders beunruhigend ist die Tatsache, dass dieselbe in Afrika so weithin verbreitet ist und sich so ungemein rasch verbreitet hat. Dr. Todd hat, um ihre Verbreitung zu veranschaulichen, drei Karten entworfen und darauf ihre annähernde Verbreitung bis 1884, 1897 und 1905 anzugeben versucht. Hiernach ist ersichtlich, dass die Schlafkrankheit bis zum Jahre 1884 nur im untern Kongogebiet und zwar nur am Fluss entlang vorkam. Im Inland war sie damals noch unbekannt. Seit der Errichtung des Kongostaates im Jahre 1885 ist aber auch der Verkehr ins Innere eröffnet und die Krankheit durch Träger und Soldaten vom untern Kongo ins Inland verschleppt worden. So hat sich diese seit 1885 nicht allein am Kongofluss entlang verbreitet, sondern auch im Herzen Afrikas Infektionsherde gefunden, von denen aus alle umliegenden Gebiete verseucht werden. Dr. Todd weist an Hand seiner Karten nach, wie die Krankheit gewöhnlich zuerst auf den einzelnen Militär- und Handelsposten der Weissen unter den Soldaten, den Arbeitern und ihren Weibern aufgetreten sei und sich von da aus durch das Vordringen der Weissen sehr rasch verbreitet habe. Leider steht zu befürchten, dass ganz Mittelafraka nicht davon verschont bleiben wird.

Niederländisch Indien. Wie stark das Chinesentum im niederländischen Indien vertreten ist, geht aus der Tatsache hervor, dass sich 900,000 Chinesen dort aufhalten und fortwährend durch Nachschub vermehrt werden. Dabei halten sie, obschon sie durch ihre Verheiratung mit malayischen Frauen eine starke Vermischung aufweisen, mit ächt chinesischer Zähigkeit an ihrer Nationalität, Religion und Sitte fest. Die meisten von ihnen sind auch noch der chinesischen Sprache mächtig und führen ihre Geschäftsbücher gewöhnlich in dieser Sprache. Als geborene Händler haben sie den ganzen Kleinhandel bereits monopolisiert und sich zu grossem Wohlstand aufgeschwungen. Zwei Drittel des Nicht-Inländern zugänglichen Grundbesitzes ist bereits in ihren Händen und der Tag ist nicht mehr ferne, wo sie selbst den dortigen Europäern wirtschaftlich überlegen sein werden. Die Eingebornen stehen zu ihnen in einem

so hohen Grade wirtschaftlicher Abhängigkeit, dass sie, obwohl selbst Reisbauern, den zur Nahrung erforderlichen Reis von den Chinesen kaufen müssen, weil ihnen von der im voraus verpfändeten Ernte nichts mehr übrig bleibt. Mit Ausnahme von wenigen Distrikten befindet sich selbst im kleinsten Dorfe ein chinesischer „Warrong“, der alle Produkte aufkauft und von dem alle Bedürfnisartikel gekauft werden müssen. Die Unwissenheit, in der die holländische Kolonialregierung die Eingeborenen absichtlich erhält, erleichtert den Chinesen, die für ihre Landsleute überall Schulen errichten, die Ausbeutung ganz besonders. Aber auch den Europäern gegenüber macht sich das wirtschaftliche Uebergewicht der Chinesen immer fühlbarer, und es steht zu erwarten, dass dieselben nach und nach sich zu Herren des Landes aufschwingen werden.

Das Erfindungs- und Musterschutzgesetz für Ostindien vom Jahre 1888 (the Inventions and designs Act — V of 1888 —) mit den dazu von dem Amt für Erfindungen und Muster erlassenen Bekanntmachungen und Verordnungen und mit erläuternden Bemerkungen kann zum Preise von 1 Schilling 1 Penny, ausschliesslich Porto von dem Superintendent, Gouvernement Printing, 8, Hastings Street, Calcutta, oder von dem Superintendent, Patents Branch, Department of Commerce and Industry, Government Place, West, Calcutta, bezogen werden.

Die **Philippinen**, die Amerika ausser den an Spanien bezahlten 86 Millionen bereits 3 Milliarden Mark gekostet haben, scheinen den jetzigen Besitzern ein zu kostspieliges Objekt zu werden, zumal die Herstellung geordneter und ruhiger Verhältnisse kaum abgesehen werden kann. Es soll daher Geneigtheit vorhanden sein, die Inselgruppe an Japan abzutreten, das seine Ueberbevölkerung dahin abgeben und damit die schwierige Arbeiterfrage lösen könnte.

Im Lande des Mondgebirges. Von den vier Königreichen, die das Uganda-Protectorat umfasst, bildet Toro die nordwestliche Grenze. Es ist zugleich die entlegenste Ecke dieses grossen Ländergebiets, wohin die Zivilisation, die durch die Eisenbahn jetzt von Osten her in Uganda eindringt, ihren Weg noch nicht gefunden hat. Auch von den Karawanenzügen, die durch Unyoro dem Nil zustreben oder nach dem südlichen Ankole ziehen, ist es bis jetzt unberührt geblieben. Denn Toro bietet nichts, was den Händlern den mühsamen und langen Weg dahin nicht scheuen liesse. Und doch ist es ein wunderbar schönes Land, das besonders den Naturfreund fesselt. Schon das Gebirge ist einzigartig, das mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist, obwohl es von der äquatorialen Sonne beschienen wird. Merkwürdige Völkerschaften, die sozusagen noch auf der Urstufe der menschlichen Gesittung stehen, leben in den Wäldern und Schluchten jenes Berglandes, während jenseits desselben sich die ausgedehnten Urwälder des Kongo-Freistaates mit ihrer flüchtigen Zwergbevölkerung hinziehen.

Auf allen Seiten sind die Spuren vulkanischer Kräfte, die hier vor Zeiten gewirkt haben, ersichtlich. Unzählige erloschene Vulkane tauchen vor den Augen auf. Ihre Krater bilden heute die Ufergelände von Seen, deren

Abhänge bis zum Wasserspiegel herab mit Wald und Gras bewachsen sind. Die vulkanischen Bergriesen müssen indes schon lange schlafen und träumen, denn die heimische Tradition, soweit sie auch zurückreicht, weiss nichts von ihrer Tätigkeit. Dagegen gibt es einen ganzen Sagenkreis hinsichtlich der bösen Geister, die nach dem Glauben des Volkes in den Kratern ihren Sitz haben und hier ihren Spuck treiben.

Oestlich vom Ruvenzori, dem sagenhaften Mondgebirge, breitet sich ein weites, wellenförmiges Hügelland aus, während im Westen der Abfall sehr steil ist und am Fusse des Gebirges in die Semlikiebene übergeht, so genannt nach dem Fluss, der sich im Zickzack durch dieselbe windet und den Albert Eduard Nyansa im Süden mit dem nördlichen Albert Nyansa verbindet. Mit Ausnahme der Waldsäume des Kongogebiets, die bis über die Grenzen von Toro hereinreichen, und der mächtigen Bambusdickichte an den Abhängen des Gebirges hat Toro gerade keinen Ueberfluss an Wald und Bauholz. Nur an den Flussrändern entlang finden sich Waldbestände, zwischen denen das üppige Elefantengras Hügel und Täler bedeckt. Von der Höhe gesehen, gewähren diese Galeriewälder, die den Lauf der Flüsse weithin erkennen lassen, ein anmutiges Bild.

Das Ruvenzori-Gebirge versieht ganz Toro in reichlichster Weise mit Wasser. Die unzähligen Rinnsale, die von den schmelzenden Gletschern und Schneefeldern fortwährend gespeist werden, vereinigen sich zu rauschenden Bächen und Flüssen, die das Land weithin befruchten, aber auch das Reisen sehr erschweren. Die rohen Brücken der Eingeborenen werden meist in der Regenzeit, die oft ein Dreiviertel des ganzen Jahres ausmacht, hinweggeschwemmt. Die Berge scheinen jede Wolke, die am Horizont aufsteigt, an sich zu ziehen, und diese Wetterwolken entladen sich dann oft urplötzlich unter den gewaltigsten Naturerscheinungen. Da ist vielleicht der schönste und heiterste Nachmittag. Klar und wolkenlos ist der Himmel über uns, und lachender Sonnenglanz ist über die ganze Landschaft ausgebreitet. Da, plötzlich ziehen mit unheimlicher Geschwindigkeit tiefschwarze Wolkenmassen am Horizonte herauf. Es ist, als ob alle Wolken entfesselt wären und wie drohende Ungeheuer auf einander losstürmten. Vor ihnen her rast der Sturm und wirbelt alles in die Luft. Es fallen einzelne schwere Tropfen wie grosse Tränen, und aus der Ferne lässt sich der Donner hören, während flammende Blitze am Ruvenzori herabfahren. An seinen felsigen Abhängen stossen sich die Wolkenheere, prallen zurück und entladen sich nun über das Hügelland von Toro. In Strömen rauscht der Regen hernieder und in wenigen Minuten ist alles unter Wasser gesetzt.

Am westlichen Fuss des Ruvenzori finden sich heisse Schwefelquellen, deren heilsame Eigenschaften für Hautkrankheiten die Eingeborenen recht wohl kennen. Sie leiten deshalb das heisse Wasser in kleine Gräben ab, um es genügend zu kühlen und darin zu baden. Auch kochen sie ihre Bananen und süssen Kartoffeln darin. Da Toro fast am Aequator liegt, kann natürlich von einem eigentlichen Wechsel der Jahreszeiten nicht die Rede sein. Doch steigt die Wärmetemperatur im Schatten kaum über 20 Grad Reaumur, da es eine Höhenlage von 5000 Fuss hat. Ja in den Nächten kann es so kühl werden, dass der Europäer an einem Kaminfeuer froh ist. Wegen der beständigen Niederschläge ist auch das Klima keineswegs so ideal, wofür

man es sonst halten möchte. Dagegen hat es den Vorzug, dass es, mit Ausnahme der niederen Sumpfggenden, frei ist von Moskiten und Malaria. Auch ist bis jetzt kein Fall von der entsetzlichen Schlafkrankheit bekannt geworden.

Der Boden ist überaus fruchtbar. Sät man heute Eukalyptus-Samen, so schießt in 18 Monaten ein Baum von 12 bis 15 Fuss Höhe empor. Erdbeeren gewähren im Jahr zwei und drei reichliche Ernten. Auch der Kaffeestrauch gedeiht sehr gut und liefert einen vorzüglichen Kaffee. Ohne Zweifel würde auch der Reis und der Teestrauch leicht heimisch werden. Dass die Landwirtschaft und Industrie noch sehr darniederliegt, hat darin seinen Grund, dass bis jetzt die Verkehrswege zu den Absatzgebieten noch fehlen. An Mineralien ist zur Zeit erst Eisen aufgefunden worden, das auch die Eingeborenen einigermassen zu bearbeiten verstehen.

In Bezug auf die Tierwelt ist Toro der Tummelplatz von Wild aller Art. Grosse Herden von Elefanten, oft in Rudeln von 200 und 300, streifen durch das hohe Tigergras. Löwen und Leoparden hört man selbst in nächster Nähe der Hauptstadt brüllen, wenn sie ihrer Beute nachgehen. Die Seen wimmeln von Krokodilen und Nilpferden. Schimpanse und andere Affen bevölkern die Wälder, und im dichten Gras lauern unheimliche Schlangen in ihrem Versteck. Vor allem aber wimmelt es von Insekten aller Art, die für Mensch und Vieh zur Plage werden können.

Das Land steht noch auf seiner ersten Stufe der Entwicklung, aber es sind alle Vorbedingungen gegeben, dass es der redlichen Arbeit reichen Lohn verheisst.

Quer durch Südamerika. Wenig bekannt dürfte es sein, dass der jetzige Präsident von Columbia, General Reyes, identisch ist mit dem General Don Rafael Reyes, der vor einigen Jahren mit seinen Brüdern Heinrich und Nestor eine Forschungsreise durch das Gebiet des Amazonenstroms und des Paraná unternahm und auf dem panamerikanischen Kongress in der Stadt Mexiko (1901/02) auf eine Erschliessung beziehungsweise Kultivierung jener Gegend drang. Vor allem befürwortete General Reyes den Bau einer internationalen Eisenbahn, um Nord-, Mittel- und Südamerika auf dem Schienenwege mit einander zu verbinden. General Reyes beantragte damals, dass 1. ohne Rücksicht auf die Zollvorschriften eines jeden Landes, die Schifffahrt auf den in Frage kommenden südamerikanischen Flüssen für alle Länder der Welt freigegeben, und dass 2. das Unternehmen der internationalen Eisenbahn durch weitgehende Konzessionen der in jener Gegend gelegenen Brachländereien und Minengebiete, welche zum grössten Teil noch unentdeckt und daher wertlos sind, unterstützt werde. General Reyes erklärte ferner, dass eine freie Schifffahrt auf den südamerikanischen Strömen für alle Nationen der Welt schon deshalb eine Notwendigkeit sei, damit Südamerika in seinem Fortschritt und seiner Zivilisierung nicht aufgehalten werde. Grossen Wert legte General Reyes besonders auf die freie Schifffahrt auf dem Amazonenstrom, den er das „südamerikanische Mittelmeer“ nannte. Er hob hervor, dass vor allem Perú, dem der obere Teil des Amazonenstromes und die grossen Nebenflüsse Hualaga, Ucayali, Yurua, Yavari u. s. w. gehören, ein lebhaftes Interesse daran hätte, dass der einem Meere gleichende Strom und seine Nebenflüsse für die

ganze Welt freigegeben werden, und ein gleiches mit allen schiffbaren Gewässern von Südamerika geschehe. Kolumbien, das ausser den schiffbaren Flüssen Putumayo und Caquetá, auch die in den Stillen Ozean sich ergiessenden Patia San Juan mit ihren Nebenflüssen und die in den atlantischen Ozean fliessenden Atrato, Sinú, Magdalena, und deren Zuflüsse, sowie die Oberläufe des Orinoko und des Zulia besitzt, war also das erste Land, das durch Vermittlung seines damaligen Delegierten und heutigen Präsidenten beim pan-amerikanischen Kongress in Mexiko die freie Schifffahrt auf den südamerikanischen Gewässern beantragte. General Reyes tritt für die freie Schifffahrt aller Länder auf den südamerikanischen Flüssen und Gewässern ein. Er verlangt aber, dass Kolumbien der unumschränkte Gebieter in den von den Flüssen Putumayo, Caquetá und ihren Nebenflüssen durchströmten Ländereien bleibe. Denn neben den bei den Grenzstreitigkeiten mit Brasilien, Perú und Equador geltend gemachten gesetzlichen Ansprüchen beruft er sich auf das moralische Recht, welches Kolumbien sich an diesem Gebiet durch seine Forschungen u. s. w. erworben habe.

Man wird den letztern Anspruch verstehen, wenn man von den Schwierigkeiten und Gefahren gelesen hat, mit denen nicht nur die Gebrüder Reyes, sondern auch andere Forscher auf ihren Entdeckungsreisen zu kämpfen hatten. So erfahren wir z. B. aus dem Werke „Través de la América del Sud“, das Präsident General Reyes über seine „Exploraciones“ geschrieben hat, dass nur er allein die Strapazen glücklich überstand, seine Brüder Heinrich und Nestor dagegen den Tod in der Wildnis fanden. Wenn General Reyes daher nach seiner Rückkehr von der Zeitung „La Idea“ (Bogotá) mit einem Livingstone und Stanley, ja sogar mit Kolumbus verglichen wurde, so darf man dieses Lob nicht allein auf den Stolz und den Patriotismus der Kolumbianer zurückführen, sondern muss selber eingestehen, dass die Gebrüder Reyes wirklich Grosses durch ihre Entdeckungsreise geleistet haben. Auch Präsident Roosevelt erklärte dem General Reyes, als er ihn vor zwei Jahren im „Weissen Hause“ empfing: „Sie haben Grosses geleistet, denn jene Gegend ist eine dem Fortschritt und dem Wohle der Menschheit erschlossene neue Welt.“ —

Es würde zu weit führen, das oben erwähnte Reisewerk des Generals Reyes einer zu eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Um aber dem Leser einen Begriff von den Gefahren und Schwierigkeiten zu geben, mit denen Reyes und seine Begleiter zu kämpfen hatten, sollen die folgenden Aufzeichnungen des kolumbianischen Staatsoberhauptes wiedergegeben werden. Reyes schreibt:

„Wir verliessen die auf dem Gipfel der Anden unter dem Aequator belegene Stadt Pasto. Das unermessliche Gebiet, das sich von dieser Stadt auf mehr denn 4000 Meilen bis zum Atlantischen Ozean erstreckt, war noch völlig unbekannt. Wir durchquerten zu Fuss die grosse Gebirgsmasse der Andenkette, die sich ca. 12,000 Fuss über dem Meeresspiegel erhebt. Wo das Gebirge endet, findet man endlose Steppen, Páramos genannt, in denen kein Strauch und keine Blume wachsen und auch von Tieren nichts mehr zu erblicken ist. Einen Monat lang durchstreiften wir, uns nur nach dem Kompass richtend, diese kalten Einöden, wo auch ein Nebel herrschte — so dicht wie in den hohen nördlichen Breiten im Winter. Es gab Tage, an denen wir in halber Finsternis auf einer Stelle verbleiben mussten, ohne auch nur einen Schritt vorwärts kommen zu können. Das Thermometer sank bis 10 Grad unter

Null, was uns infolge der fehlenden wärmenden Kleidung und des mangelnden Fusszeugs beinahe unerträglich wurde. Wir mussten aus Agaven hergestellte Schuhe, sogenannte „Alpargatas“ benutzen, die aber nur die Hälfte des Fusses bedecken. Denn ledernes Schuhwerk kann nicht verwendet werden, da die Steppen mit einer dicken Schlammschicht überzogen sind, in welche der Reisende beim Gehen bis zum Knie versinkt. Nachdem wir einen Monat lang durch die Wüste gewandert waren und infolge der Kälte von den zehn Leuten, die unserer Expedition die Nahrungsmittel nachtrugen, zwei verloren hatten, erreichten wir die Grenze der einsamen Steppen, die das Produkt einer noch in der Bildung begriffenen Natur zu sein schienen. Nun drangen wir in die unbekanntem Wälder ein, uns mit dem Handbeil einen Weg durch das Gestrüpp und die Schlingpflanzen bahnd. Als wir die senkrechten Abhänge der Kordillere erreichten, mussten wir uns an den unpassierbaren Stellen mit Stricken oder Seilen herablassen. Vierzehn Tage lang verfolgten wir unseren Marsch durch die Urwälder, in denen es von giftigen Schlangen und wilden Tieren wimmelte. Um die Wildbäche passieren zu können, mussten wir Bäume fällen und über das Wasser legen; öfters waren wir aber gezwungen, die Bäche zu durchwaten. Beim Passieren eines dieser Waldströme verloren wir zwei Lastträger, wodurch die Expedition auf sechs Mann reduziert wurde. Nach grossen Beschwerden und bei einer Temperatur von nunmehr 30 Grad Celsius erreichten wir endlich eine mit Kanoes befahrbare Wasserstrasse, an deren Ufern der Stamm der Macóas wohnt: Indianer, die zwar Wilde, dennoch Gastfreundschaft gewähren und nicht zu den Menschenfressern gehören. Bei ihnen verweilten wir einen Monat und erhielten auch ein Kanoe, um unsere Expedition nach dem Amazonenstrom fortzusetzen, sowie sechs Indianer, die uns auf der Reise begleiten sollten. Unsere neuen Führer kannten aber die Gegend nur auf 600 Meilen flussabwärts und teilten uns mit, dass sie niemals weiter hinausgekommen wären, da die, welche früher einmal versucht hätten, weiter vorzudringen, von den menschenfressenden Stämmen, die die andere Hälfte des Amazonenstromes bewohnen, aufgeessen wurden.

Die grösste Beschwerde auf unserer Forschungsreise war aber nicht die in schattenloser Gegend (das Kanoe war unbedeckt) unter einer sengenden Sonne zu ertragende Hitze von 45 Grad Celsius, noch die Anstrengung, während des ganzen Tages gleichmässig mit den Indianern zu rudern, auch nicht die schlechte und dürftige Ernährung, oder nur die Gefahren, denen man unter jenen Menschenfressern ausgesetzt war, sondern es waren dies die Nächte, welche an dem unabsehbaren Strand des Flusses verbracht wurden. In heissen, durch die Sonne durchglühten Sandflächen mussten wir uns eine Art Grab graben, um uns gegen die Stiche der Zancudos zu schützen. Diese Insekten sind langbeinige Moskitos und waren so zahlreich, dass die Luft aus ihnen zu bestehen schien. Sie war von ihnen fast angefüllt und verdunkelt; ja, wenn man die Hände zusammenschlug, hatte man zwischen denselben einen kompakten Brei von Zancudos. Bei der ersten Morgenröte, die die Zancudos verscheucht, stiegen wir aus unseren improvisierten Schlafräumen hervor. Wir mussten uns in nacktem Zustande hineinlegen, da wir beim Erwachen von einem durch Sand und Schweiss gebildeten Mörtel bedeckt waren, der bei der kalten Morgenluft sich auf unserer Haut zu einer Kruste verhärtet hatte. Wir stürzten uns daher immer sofort in den Fluss, um uns

von diesem lästigen, eckelhaften Ueberzug zu befreien, und dann erst legten wir die wenigen noch übrigen, zerfetzten Kleidungsstücke an. Solange es hell war, setzten wir unsere Fahrt im Kanoe fort und hielten nur an, um zu jagen und zu fischen.“ —

Reyes erzählt weiter, dass die Macóas sich bis zum Gebiet der menschenfressenden Stämme als treue Führer erwiesen hätten. Hier aber konnten sie nicht zum Weitergehen bewogen werden, und so mussten die drei Brüder allein die Reise fortsetzen.

Festen Schrittes und kaltblütig betraten sie mit schussbereiter Büchse das erste Dorf der Mirañas, des kriegerrichsten und wildesten Stammes der Menschenfresser. Ein Jüngling von schlanker und athletischer Gestalt kam ihnen entgegen. Es war der Häuptling Chua oder „Tiger“, wie er wegen seines „Ruhmes“ genannt wurde. Ihm folgte eine beträchtliche Anzahl Indianer, die, wie auf Kommando, die drei Brüder umringten. Laut durcheinander schreiend, blickten sie die Weissen gierig und erstaunt an, denn Reyes und seine Brüder waren die ersten Weissen, die ihnen zu Gesicht gekommen. Diese trugen einen übermenschlichen Mut zur Schau und suchten den Indianern Ueberlegenheit zu zeigen, ohne es zu unterlassen, sie sanft und gütig zu behandeln. Chua führte die Brüder in seine Behausung und setzte ihnen reichliche Lebensmittel vor, die die Reisenden zuerst nicht ohne Misstrauen annahmen. Zwanzig Tage lang blieben sie dann als Gäste bei den Marañas, da sie keine des Weges kundigen Führer besaßen, um die Reise fortsetzen zu können. Während dieser Zeit wohnten sie einem Feste bei, das der Stamm zu Ehren des Vollmonds gab und bei dem Menschenfleisch die hauptsächlichste, in grossen Mengen dargereichte Speise war. Beim Abschied gelangten die Gebrüder Reyes zu der Ueberzeugung, dass Chua es doch aufrichtig mit ihnen meinte, da er ihnen zur Fortsetzung der Reise einige seiner Indianer als Führer, sowie Kanoes und Lebensmittel gab. Unzweifelhaft ist das von den Gebrüdern Reyes erforschte Gebiet ein Arbeitsfeld, auf dem Menschenfleisch wertvolle und reiche Früchte ernten kann. Ein bedeutender amerikanischer Gelehrter erklärte kürzlich:

„Dieses Gebiet wartet nur darauf, dass die Völker Amerikas sich darüber klar werden, welche enormen Schätze dort der Anregung harren, um den Ruf des afrikanischen Kontinents und die Berühmtheit des Westens der Vereinigten Staaten als fruchtbare Gebiete verschwinden zu lassen.“ —

Die Spezialkommission des obigen panamerikanischen Kongresses war der Ansicht, dass Reyes' Erforschungen ein berechtigter Aufruf an das gesamte Amerika seien, unverzüglich mit den Arbeiten zu beginnen, die für die Nutzbarmachung der erforschten Länder und Flüsse erforderlich sind und durch diese Ausführung den Strom der Tausende von Einwanderern nach dem südlichen Teil des amerikanischen Kontinents zu lenken.

Der Kongress kam ferner zu dem Schluss, dass die Ergebnisse der von La Condamine, Humboldt und vielen anderen Gelehrten angestellten Forschungen durch die Reisen bzw. Entdeckungen der Gebrüder Reyes praktisch bestätigt wurden und dass sie die Ansicht, als beständen unzugängliche Bergketten, die den Verkehr der drei grossen Flussgebiete von Südamerika hindern, vollständig zerstört und das Vorhandensein von Landstrecken nachgewiesen haben,

die von den Forschern Jorge Juan, D'Orbigny und Werthemann kaum angedeutet wurden.

Fassen wir das Ergebnis der Entdeckungsreisen der Gebrüder Reyes noch einmal kurz zusammen, so ergibt es, dass die drei grossen Flussgebiete Südamerikas mit einander verbunden werden können, indem man die Schifffahrt vom Orinoco bis zum La Platastrom durch das Innere des Kontinents ermöglicht.

Die Idee einer Verbindung sämtlicher Länder Amerikas mittels einer interkontinentalen Eisenbahn im Verein mit der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen, wie General Reyes sie beantragte, ist ein Projekt, dessen Kühnheit und Grösse Bewunderung verdient. Denn die Ausführung dieses Planes bedeutet besonders für das lateinische Amerika die europäische Zivilisation, sowie angesichts der Menge natürlicher Reichtümer, welche Amerika besitzt und welche so der Menschheit zugänglich gemacht werden, eine kaufmännische Bewegung von grösster und unberechenbarer Tragweite.

Die Verbrüderung der lateinischen Völker Amerikas durch Abstammung, Sprache, Religion, Handel, Zivilisation und sogar durch topographische Lage würde dann zur Tatsache geworden sein.

Zum Schluss noch ein Wort über Heinrich und Nestor Reyes. Beide wurden, wie bereits erwähnt, ein Opfer der Entdeckungsreisen. Heinrich Reyes erlag dem Fieber auf der Reise nach Yabari. Die Peruaner haben ihm auf dem Kirchhofe zu Iquitos ein prachtvolles Mausoleum errichtet. Noch trauriger gestaltete sich das Schicksal für den Jüngsten der Brüder, Nestor, denn dieser ging in den Urwäldern von Putumayo verloren und wurde von den Wilden aufgefressen. Man fand nur seine Gebeine wieder, die später nach Bogotá, der Hauptstadt von Kolumbien, übergeführt und dort im Dome beigesetzt wurden. (Deutsche Post, Saõ Leopoldo.)

Australien besitzt zirka 94 Millionen Schafe, deren Zahl vermutlich in etlichen Jahren auf 100 Millionen anwachsen wird. Von den 1905/06 verkauften 1,354,925 Ballen Wolle gingen 766,469 Ballen oder 57% nach dem europäischen Kontinent, während früher der grösste Teil derselben nach London verschifft und auf dortigen Auktionen verkauft wurde. Die Bedeutung dieser Produktion erhellt daraus, dass der Ertrag der Wolle sich auf £ 5.— per Kopf der Bevölkerung beläuft. Trotz der in Aussicht stehenden Erhöhung der australischen Wollproduktion werden die Preise zunächst kaum einen Rückgang erfahren, weil es an grösseren Vorräten fehlt.

Japan hat, nach berühmten Mustern, sich auch gedrungen gefühlt, einen neuen, durchweg stark erhöhten Zolltarif einzuführen, der mit 1. Oktober in Kraft getreten ist. Von demselben werden betroffen Zucker, Tabak, Lebens- und Genussmittel, tierische Produkte, besonders aber die meisten industriellen Produkte wie Wollgarne, Indigo, Teerfarbstoffe, wollene Tuch- und Zeugwaren, Maschinen, Lokomotiven etc. Vorläufig sind Deutschland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten durch Handelsverträge gegen die Wirkung des neuen Tarifs geschützt.

Weisse Sklaverei. Da von den Südstaaten Nordamerikas Anstrengungen gemacht werden, die Einwanderung dorthin zu fördern, wird ernstlich vor diesem Gebiet gewarnt als ungenügend für Auswanderer, die mit bescheidenen Mitteln als Kolonisten oder Arbeiter anfangen müssten. Es werden Beispiele von schamloser Ausbeutung und Vergewaltigung solcher unglücklicher Einwanderer berichtet.

Argentinien. Der „Export“ (Berlin) bringt in Nr. 6 dieses Jahrgangs eine bemerkenswerte Rede, die Prof. Dr. R. Jannasch am 6. Oktober 1905 in der Plenarsitzung des deutschen Kolonialkongresses gehalten hat. In derselben wird Argentinien als Siedlungsgebiet für Auswanderer warm empfohlen unter Hinweis auf die natürlichen Vorzüge des Landes, die Bodenverhältnisse, Bevölkerung, Klima und Handelsbewegung. Die materiellen Bedingungen für eine grossartige wirtschaftliche Entwicklung des Landes sind gegeben „und zweifellos wird Argentinien eines der bevölkertsten, wenn nicht das dichtest bevölkerte Land von Südamerika werden.“ Dr. Jannasch ist überzeugt, dass das Land statt der jetzigen 5,3 Millionen Einwohner deren 100 Millionen zu ernähren vermöchte und namentlich die Bildung eines unabhängigen kaufkräftigen Mittelstandes ermöglicht. Seine Ausführungen fasst er in folgende Resolution zusammen, die vom Kongress unter Einbeziehung von Südbrasilien als ebenfalls empfehlenswertes Auswanderungsgebiet gebilligt wurde:

„Im Hinblick auf seine hervorragend günstigen Entwicklungsbedingungen erscheint Argentinien als ein Wirtschaftsgebiet, welches sowohl dem Unternehmungsgeiste des deutschen Kapitals wie auch der deutschen Siedlung als in hohem Grade erfolgversprechend bezeichnet werden kann. Insbesondere empfiehlt sich die Bildung deutscher Siedlungsunternehmen auf dem von der argentinischen Regierung unter noch günstigen Bedingungen erhältlichen Lande, die Hinleitung und grössere Konzentration deutscher Interessen in Argentinien sichert zugleich den deutschen Waren daselbst einen zahlungsfähigen und stets wachsenden Markt, dessen dauernde Gewinnung und Erweiterung durch eine geschickte Handelspolitik zu fördern ist.“

J. J. Fischers Reiseskizzen: Durch die Asiatische Türkei. (Zürich 1906.) Fr. 1. —. Wegen Raummangel müssen wir uns auf eine kurze Anzeige obiger Schrift beschränken, die für Handelsbeflissene von Interesse ist wegen der darin enthaltenen Notizen über Verkehrs-, Handels-, Münz- und Zollverhältnisse im Orient. Der Verfasser beschreibt seine Reisen in Palästina, Syrien und Kleinasien (Smyrna, Ephesus, Rhodos etc.).

Redaktions-Notiz. Es wurde übersehen zu bemerken, dass die Korrespondenz aus Kumase aus der Feder des Herrn T. Giezendanner stammt, der uns eine Arbeit über die Goldküste (Jahrgang 1903) geliefert hat. Es wird gebeten, die infolge Krankheit des Redaktors eingetretene Verspätung dieses Heftes zu entschuldigen.